

HEFTE AUS TAIZÉ

23

frère Pierre-Yves

Ist Gott zu fürchten?

Gott, so gross und so nahe

Es gab Zeiten, wo man sich vor Gott ängstigte und wo man diese Angst auch fleissig unterhielt. Man unterstrich Gottes Grösse, seine Majestät, seine Heiligkeit. Er war ein fordernder Gott, schwer zufriedenzustellen, mächtig und bedrohlich, ein strenger Richter, der zwar rettet aber auch verdammt. Er war umso mehr zu fürchten als man auch Not und Drangsal als Strafen seinem Willen oder doch zumindest seiner Erlaubnis zuschrieb. – Schlimmstenfalls und als Karikatur: ein schrecklicher Gott.

Heute entspricht eher das Gegenteil unserer Vorstellung: „Ach nein, Gott ist doch unendlich gut, geduldig, sanftmütig und voller Erbarmen“. Er richtet nicht und verurteilt nicht. Wir haben ihm gegenüber keine Furcht zu empfinden – ein Ausdruck, den man im Übrigen am besten ganz abschaffen sollte –, sondern Vertrauen. Er ist für uns so nahe geworden, so menschlich, so demütig, ja – sagt man – so schwach. Man denke nur an Jesus in seiner Passion. In Wirklichkeit ist jedoch an Jesus nichts Schwaches zu finden; von Getsemane bis Golgatha legt er eine unübersehbare und überraschende Seelenstärke an den Tag. Oder man zitiert Johannes

und sagt: „Die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus“ (1 Johannes 4.18). Doch allzu leicht vergisst man dabei, dass Vollkommenheit nicht von dieser Welt ist. Wer könnte sich schon rühmen, Liebe vollkommen zu leben? – Schlimmstenfalls und als Karikatur: ein harmloser Gott.

Beide Blickpunkte enthalten viel Wahres. Ihr gemeinsamer Fehler ist aber, dass sie einäugig sind, dass sie nur eine Seite festhalten, statt beide Gesichtspunkte resolut zusammenzubringen und zusammenzuhalten. Glaube ist immer dialektisch, er ist es sich schuldig, ein Gleichgewicht zwischen zwei fast gegensätzlichen Aspekten der Wirklichkeit herzustellen; er gleicht einer Gratwanderung und muss gegen die Versuchung ankämpfen, nur eine Seite der Wirklichkeit zu sehen und festzuhalten. In der ganzen Wahrheit zu leben ist keineswegs bequem und erfordert viel Achtsamkeit. Denn der menschliche Geist tendiert zur Vereinfachung und dies nicht selten aus Faulheit und Bequemlichkeit.

Der erste dieser Blickpunkte führt schlimmstenfalls in die Hoffnungslosigkeit, und fehlende Hoffnung kann Sünde sein. Der Heilige Bernhard weist uns jedoch darauf hin, dass man auch „durch Hoffnung“ sündigen kann: wenn man sich nämlich sagt, dass es Gott in seiner Güte gar nicht so genau nimmt und man sich also keine Sorgen zu machen

braucht; am Ende würde man es dann schon schaffen und könnte so Gottes Forderungen umgehen.

Forderung und Barmherzigkeit

Fordernd ist Gott nämlich tatsächlich. Nicht weil er autoritär wäre oder böswillig oder aus Freude, uns auf den Geist zu gehen, wie wir ihn aus einer vielleicht noch nicht ganz überwundenen kindischen Sichtweise gerne verdächtigen. Gott bleibt unser Schöpfer, in dem wir leben, weben und sind. Und wenn er von uns eine freie und also selbst verantwortete Antwort auf sein Angebot erwartet, dann aus einem bedingungslosen Respekt seinem Geschöpf gegenüber. Er möchte uns als Partner in seinem Bunde haben, uns in die Verwirklichung seines grossen Schöpfungs- und Neuschöpfungsplans mit einbeziehen. Aus seiner Liebe heraus erwartet er, dass auch wir heilig und vollkommen seien wie er selbst; wenn wir die lieben, die uns lieben, was wäre daran so ausserordentlich? Ja, zum Ausserordentlichen ruft er uns auf, und das gereicht uns nur zur Ehre. In seinen Augen sind wir Personen nach seinem Bild, und sein Blick auf uns, möchte unsere Freiheit wecken, die Freiheit von Söhnen und Töchtern, von Freunden, die mit ihm zusammen verantwortlich handeln.

In all seiner Liebe, Zärtlichkeit und Barmherzigkeit ist Gott aber auch „ein verzehrendes Feuer“, wie

es der Hebräerbrief ausdrückt (Hebräer 12.28). Es verzehrt, was sich seiner als unwürdig erweist und damit also auch uns: alles was in uns noch an Kleinkariertem, Niederträchtigem und Egoistischem vorhanden sein könnte. Dieses Feuer erwartet uns als Liebe, die in uns den „alten Menschen“ verzehrt, wie Paulus es nennt, damit wir uns mit vor Liebe brennendem Herzen besser zum Lobpreis aufschwingen können. Gewiss, Liebe ist zärtlich, sie ist aber auch leidenschaftlich und stark und beinhaltet also auch eine geheimnisvolle Gewalt. Sie sucht den Frieden, kann aber – wie bei Jesus – völlig ungewollt auch zum Stein des Anstosses werden, zum Zeichen des Widerspruchs, zur Quelle von Spaltung und Gewalt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen...“.

Gott zeigt sich uns als unendlich gross, unvergleichbar mit seiner Schöpfung oder unseren Wertmassstäben; zugleich zeigt er sich auch als unendlich nah, er, der die Himmel zerreisst und herabsteigt. Er kommt uns entgegen in seinem Sohn, um im Heiligen Geist in uns Wohnung zu nehmen.

Grösse und Nähe sind keine Gegensätze und schliessen sich nicht aus, ebenso wie Forderung und Barmherzigkeit sich nicht ausschliessen. Wir müssen nicht wählen, sondern beides im Glauben zusammenhalten und sie in der Praxis in einem

steten Hin-und-Her eng verbinden. Könnte nicht genau dies der Sinn und die Rolle der „Gottesfurcht“ sein? Der Ausdruck ist in beiden Testamenten derart häufig, dass wir gut daran tun, ihn nicht loswerden zu wollen, sondern lieber als wertvoll wieder zur Geltung zu bringen.

Wenn wir uns einmal bewusst werden, wer Gott ist und wer wir sind, haben wir dann nicht allen Grund zu zittern vor seiner Grösse und seiner Nähe? Nicht aus Angst, sondern weil uns der Atem vor Ergriffenheit wegbleibt, uns sprachlos macht und geistlich völlig benommen zurücklässt. Gewiss, wir gewöhnen uns bald einmal an alles und werden gleichgültig, und unser Vertrauen zu Gott kippt nur allzu leicht in Sorglosigkeit um. Doch das Geheimnis Gottes – das uns nicht nur ein Gegenüber ist, sondern in das einzudringen und an dem teilzuhaben wir berufen sind – muss es uns nicht bestürzen, erschüttern und erstarren lassen vor Überraschung und Erstaunen?

Wie ein Zeiger auf dem Zifferblatt

In unseren Sprachen haben gewisse Ausdrücke mehr als nur einen Sinn. Der Kontext hilft uns dann, den passenden auszuwählen. Dem ist nicht so bei der „Gottesfurcht“; dieser Begriff hat nur einen einzigen Sinn, doch dieser verändert sich wie der Zeiger auf dem Zifferblatt von links nach rechts, von Null bis unendlich und, stufenweise, von der grössten Angst bis hin zur grössten Liebe. In dieser Reihenfolge werden wir denn diese Stationen nummerieren.

1. Ganz links hätten wir demnach die Angst vor Gott. Sie kann uns aus verschiedenen Gründen überkommen und wäre es nur schon deswegen, weil Gott – so wie wir ihn uns nach unserem Vorbild vorstellen – zur Bedrohung werden könnte für unsere Autonomie! Die Gründe, weswegen wir Angst haben vor Gott, sind übrigens dieselben, die unserer Angst vor den anderen zugrundeliegen. Sehr häufig kommen sie aus weitgehend unbewussten psychischen Problemen, die mit unserer Kindheit zusammenhängen: aus dem Gefühl und der Angst, verlassen zu werden, aus der Erfahrung der Ablehnung, der Minderwertigkeit, des Scheiterns; aus dem Fehlen von Eltern oder aus deren übergros-

sen Druck – , ganz abgesehen von uneingestandenem Hass und Aggressivität nach Misshandlungen, Vergewaltigungen, Gewalt, über die wie uns aus einem falschen Schuldgefühl schämen... Möge der Glaube uns Gottes Herz und seinen unendlichen Grossmut entdecken lassen, möge er stärker werden als all diese Ursachen und so einen Weg der Heilung eröffnen.

Denn Angst ist tatsächlich nicht das, was Gott von uns erwartet. „Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit (im Sinne von Kleinmut) gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2 Timotheus 1.7), drei Eigenschaften, die der Angst entgegenstehen. Und im selben Sinn: „Ihr habt doch nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, um wiederum in Furcht zu leben (Römer 8.15). Und dies ist als Warnung gemeint: Gott fände es entsetzlich, wenn wir in der Angst vor ihm lebten.

Gleichzeitig beschreibt jedoch dieser selbe Paulus den Zustand der Sünder und meint: „Gottesfurcht gilt nichts in ihren Augen“ (Römer 3.18). Es gilt also, nicht in der Angst vor Gott zu verharren und ihn uns davon befreien zu lassen, doch ohne zugleich die Gottesfurcht zu beseitigen. Die Liebe Gottes ruft uns auf, diese erste Stufe der Gottesfurcht – die Angst vor ihm – hinter uns zu lassen

und sie zu überwinden, wann immer sie sich wieder einstellt. Doch dann geht ein Raum auf für eine ganz andere, völlig positive Furcht: „Dient dem Herrn mit Furcht, und mit Zittern küsst seine Füße“ (Psalm 2.11) – mit jenem Zittern nämlich, von dem oben schon die Rede war.

2. Nach diesem Ausgangspunkt kommt der Zeiger zu einer weiteren Station. Sie ist nicht weit weg, jedoch völlig legitim, wie ich meine: die Angst, sich fern von Gott zu verlieren, seinen Verheissungen gegenüber gleichgültig zu bleiben, alles auf das gegenwärtige irdische Leben zu setzen und jegliche Zukunft darüber hinaus zurückzuweisen; die Angst, sich selbst zu wählen, Gott aus seinem Leben zu verbannen und das Leben Christi als null und nichtig zu betrachten, die Angst, den Tod zu wählen. Fern von Gott in die Irre zu gehen, dazu haben wir tatsächlich die Möglichkeit: diese Freiheit, zu der Gott den Menschen erschaffen hat und zu der er uns ruft, davor hat er auch unendlichen Respekt, er hält sich daran und lässt uns auch sie missbrauchen – wenn auch nur höchst widerwillig, sozusagen. Diese Freiheit ist nämlich auch der Schlüssel zur Liebe. Der Mensch kann also fern von Gott verloren gehen. Eigentlich ist es aber nicht Gott, der uns ins Unheil stürzt und verurteilt, sondern ich bin es selbst, der

Gott gegebenenfalls dazu zwingt, mich in die Irre gehen zu lassen. – Das ist nun eine völlig legitime Angst, wenn auch eine, bei der wir ebenfalls nicht verharren sollten: Sie sollte uns vielmehr zum Sprung ins Leben verhelfen.

3. Wenn nun der Zeiger ganz in der Nähe wieder anhält, so erscheint eine neue, ebenfalls sehr berechtigte Furcht: die Furcht vor dem Gericht. Was habe ich aus Gottes Gnade, aus seinem Ruf, aus seinem Bund gemacht? Habe ich alles verkauft, um jenen wahren Schatz zu erwerben? Wie habe ich das Talent oder die Talente angelegt, die er mir anvertraut hat? Habe ich aus meinem gegenwärtigen Leben ein Warten, eine Vorbereitung, ein Symbol des künftigen Lebens gemacht? Und habe ich entsprechend gelebt – aus der Hoffnung? Hören wir dazu wieder Paulus: „Wirkt nun weiterhin mit Furcht und Zittern auf eure eigene Rettung hin.“ (Philipper 2.12). Oder den ersten Petrusbrief: „Und wenn ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person einen jeden richtet aufgrund seines Tuns, dann führt, solange ihr in der Fremde weilt, ein Leben in Gottesfurcht... Denn ihr wurdet freigekauft... mit dem teuren Blut Christi“ (1 Petrus 1.17ff). Habe ich dem für mich dahingegebenen Leben Christi seinen wahren Wert zugesprochen?

Eigentlich wird es ja nicht Gott sein, der uns richtet – dies ist nur ein Bild – sondern wir werden dem gegenübergestellt werden, was wir zu werden versprochen haben... Doch wenn wir uns selber richten in der Zeit, so werden wir nicht gerichtet werden in der Ewigkeit. Auch hier gilt es aber, nicht bei einer lähmenden Furcht stehen zu bleiben, man sollte sie jedoch auch nicht mit billigem Trost verdrängen, nur um nicht mehr daran denken zu müssen. Man berufe sich vielmehr auf Gottes Barmherzigkeit und wende sich wieder seiner Forderung zu als zu einem Weg der Rettung. „Wirkt“, sagt Paulus, und dabei werden Zittern und Furcht zu einem Beben der Hoffnung und des inneren Feuers.

Hier geht es nun nicht mehr darum, mit möglichst wenig Anstrengung über die Runden zu kommen, wie dies ein Knecht oder ein Tagelöhner täte, sondern unsere Ehre und unser Glück in der Zusammenarbeit zu finden, die Gott uns als Freunden Christi anbietet, er, der uns „auf den Geschmack“ von seines Vaters Plänen gebracht hat.

Darum geht es bei der im Alten Testament häufigen Aussage: „Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn“ (Psalm 111.10)

4. Der Zeiger geht weiter und hält bei einer neuen Stufe der Furcht, bei der bereits die Liebe ins

Spiel kommt und sie hervorbringt: die Furcht, Gott weh zu tun, indem man seine Erwartung enttäuscht und sein Vertrauen verletzt. Zu unserem äussersten Erstaunen lässt uns die Schrift erahnen, welchen Platz uns Gott in seinem Plan zugedacht hat, mit welcher ungeduldiger Geduld er auf uns zukommt, um uns wieder in Schwung zu bringen und anzuspornen. Nicht nur erwartet er unsere Zusammenarbeit, sondern er wünscht sich heiss, dass wir in ihm auch unser Glück finden sollen, ein Leben, das in der Gemeinschaft mit ihm erblüht.

5. Weiterer Schritt des Zeigers auf dem Zifferblatt: Hier besteht nun die Furcht im Schamgefühl vor der Unachtsamkeit meiner Liebe Gott gegenüber, vor dem Abgrund an Achtlosigkeit, leider, durch all die Tage hindurch. Welch ein Schlamassel, dessen ich mich schäme, wo ich doch Gott zu mir sagen höre: Suche mein Angesicht, bitte um meine Gegenwart. Diese seine Einladung lässt meine Scham seiner Gegenwart gegenwärtig werden.

6. Nächster Schritt auf dem Zifferblatt: Hier ist nun kein Schuldgefühl mehr, sondern eine ausgeprägte Wahrnehmung meiner Kleinheit, meiner Bedeutungslosigkeit fast, gegenüber der blendenden Heiligkeit Gottes. Wer bin ich in seinen Augen? Was

ist der Mensch, dass Gott seiner gedenkt und ihn behütet? Und doch begnügt er sich nicht damit, sich herniederzubeugen, er ist gekommen, hat seine Heiligkeit vermenschlicht und hat sie uns in Jesus, seinem ewigen Sohn, offenbart, ja, er geht gar so weit, im Heiligen Geist in uns Wohnung zu nehmen. Eine solch erhabene Grösse und eine solch liebevolle Nähe lassen mich sprachlos, Betretenheit erfüllt mein Herz mit unaussprechlicher Dankbarkeit und einem Vertrauen, das mich immer wieder überwältigt. Nach der Stillung des Seesturms wurden sich so die Jünger inne, dass sie Gott, den Schöpfer, in ihr Boot aufgenommen hatten; nun ist ihre Furcht eine ganz andere als zuvor, als sie Angst hatten vor Wind und Wellen. So auch Petrus, Jakobus und Johannes auf dem Berg der Verklärung, dessen Erfahrung sie derart entgeistert zurücklässt, dass Petrus nicht mehr weiss, was er sagt. Und ebenso der Hauptmann von Kafarnaum: „Herr, es steht mir nicht zu, dich in mein Haus zu bitten.“ (Matthäus 8.8)

Dies die verschiedenen Formen der Furcht, auf die uns der Zeiger von links nach rechts hingewiesen hat. Aber der Zeiger geht auch in umgekehrter Richtung, denn keine dieser Formen werden wir in diesem irdischen Leben endgültig los werden. Früher oder später werden wir die eine oder andere davon zu bezwingen haben. Wir sollten dies dann,

anders gesagt, nicht als ein Scheitern verstehen, sondern es als Sprungfeder benützen, die uns zu neuem Vertrauen und zu staunend gutem Willen führt. Zu den letzten beiden Formen sollten wir aber immer wieder zurückkehren und sie sorgsam bewahren.

Die keusche Furcht

7. Von der letzten Stufe, die alle anderen unendlich überragt, werden wir in der Zukunftsform sprechen, denn es handelt sich um die *vollkommene Liebe*. Diese können wir als den Horizont verstehen – betrachten, sozusagen –, auf den wir uns hinbewegen. Er gehört zu jener neuen Welt, die wir noch erwarten, von deren ersten Anteilen und Anzeichen wir aber bereits leben – es ist dies ein Paradox und eine Dialektik (ein Hin und Her) des Glaubens.

Diese Liebe treibt tatsächlich die Furcht aus, jegliche Furcht. Und doch ist dem christlichen Nachdenken recht bald bewusst geworden, dass die Furcht deswegen nicht einfach verschwindet, weder in der Zeit noch in der Ewigkeit. Sie wird vielmehr als „keusche Furcht“ in der Liebe verinnerlicht, wie der Heilige Augustinus dies ausdrückt. Psalm 19 seinerseits spricht von einer „reinen“ Furcht. Es ist dies eine völlig überraschende Furcht, auf die uns einer der Zisterzienserväter aus dem 12. Jahrhundert hinweist: „Weshalb an eine Furcht denken, die nichts mehr befürchtet? Man könnte sie gut auch Liebe nennen, denn da, wo Gott selber uns liebt – und wo wir dann nichts anderes mehr tun als zu lieben – das hat die Furcht keinen Platz mehr“. Ja, von Gott her

gesehen hat sie keinen Grund mehr, aber in uns, im Herzen unserer Liebe, behält sie ihre Aufgabe.

Welche Aufgabe? Jene, die Qualität unserer Liebe sicherzustellen. Dies gilt sowohl gegenüber Gott als auch in der Paarbeziehung oder anderen gegenüber. Als Freunde Gottes bleiben wir dennoch seine Geschöpfe, ohne seiner Gnade gegenüber auf Rechte pochen zu können. Wir gehören zu Gottes Familie, aber ohne deswegen familiär zu werden. Die keusche Furcht wohnt in der Liebe, um dieser ihre Feinfühligkeit, ihre Demut, ihr Staunen zu bewahren, um zu verhindern, den Geliebten vereinnahmen zu wollen, sei es nun Gott oder den Nächsten. Ja, die Liebe muss sich immer davor hüten, zu einem Anrecht zu verkommen; sie bleibt ein Geschenk, das man voller Verwunderung entgegennimmt. Keusch und rein will die Furcht unserer Neigung gegenüber wachsam bleiben, die wertvollsten Gaben durch Gewohnheit und Routine alltäglich werden zu lassen. Sie will auch Ehrerbietung sein, denn wir schulden Gottes Grossmut alles seit je und für immer, bis hin zu dieser so zwecklosen Furcht. Vollkommene Liebe ist voller Zuversicht vor Gott, die Furcht bewahrt sie vor jener unangemessenen Zuversicht, die sie entwürdigen würde. Mit einem Wort, diese Furcht, die der Liebe innewohnt, bewahrt sie vor

der Banalisierung, sie bewahrt ihr das Geheimnis, das Überraschende, ihr Glitzern.

Das wären die Gründe für jene Furcht, doch die Liebe, in ihrem Aufschwung, geht darüber hinweg.

8. Nun stellt sich aber die Frage: Wo sollen wir auf unserem Zifferblatt jene positive Furcht ansiedeln, zu der wir in der Schrift so häufig angehalten werden? Sie begleitet den Glauben als inbrünstige Spannkraft, als geistliche Bereitwilligkeit, als Gabe einer demütigen Liebe, als Hingabe seiner selbst. „Das Auge des Herrn ruht auf denen, die ihn fürchten, die auf seine Gnade harren.“ (Psalm 33.18) Wir wollen „auf unsere vollkommene Heiligkeit hinwirken in der Furcht Gottes.“ (2 Korinther 7.1) Wir wollen „Gott dienen, wie es ihm gefällt, mit scheu und Ehrfurcht.“ (Hebräer 12.28)

Wo also sollen wir sie ansiedeln, diese Furcht, die noch nicht alle anderen vertreibt, aber doch schon auf die Vollkommenheit hinwirkt? Wir wollen sie als schon zur keuschen Furcht gehörig verstehen, als unsere Art, dieser so nahe wie möglich zu kommen. In dem Mass, in dem unsere Liebe zwecklos rein geworden ist, beginnt die Furcht heute schon jegliche Angst auszutreiben und sich all das, was wir von der keuschen Liebe gesagt haben, zu eigen zu machen. In dem Mass aber, in dem die Vollkom-

menheit der neuen Welt noch am Horizont vor uns liegt, erinnert sich die gegenwärtige Furcht noch an die anderen Formen, die ihr auf dem Zifferblatt vorgeordnet waren, aber um sie so gut wie möglich von ihrer Angst zu heilen und sie der Liebe entgegen zu führen.

Ja, wahrhaftig, „wohl dem, der den Herrn fürchtet“ (Psalm 112.1).

Zur Veranschaulichung und Überprüfung möchten wir hier noch einen Text von Gilbert von Hoyland, einem englischen Zisterzienserabt und Autor aus dem 12. Jahrhundert, beifügen.

Man beachte dabei, dass uns dieser zur Einführung in das Paradox der keuschen Furcht auf seine intellektuelle und spirituelle Suche mitnimmt, statt uns gleich sein Resultat vorzulegen. In den drei Stufen, auf denen er die Gottesfurcht ansiedelt, wird man leicht die wichtigsten der eben beschriebenen Etappen wiedererkennen. Zwar sieht der Autor die dritte Furcht als charakteristisch für die kommende Ewigkeit an, doch Gottes Zukunft ja ist in unserer Gegenwart bereits am Werk, und damit ist uns die keusche Furcht als Freude angeboten, die heute schon erfahrbar ist.

Was nun? Sollten die ewigen Strafen etwa nicht zu fürchten sein? Doch sie sind es, und es gilt, sich davor zu hüten. „Denn noch nie hat jemand sein eigenes Fleisch gehasst“ (Epheser 5.29). Doch, mehr noch, die Liebe zu Christus braucht nicht von der Furcht angetrieben zu werden, um sich an die Gerechtigkeit zu halten. Nichts fürchtet diese Liebe so sehr wie den Fehler, jedoch wegen des Fehlers an sich und nicht wegen der Strafe. Dem ist so, solange das unsichere Auf und Ab der menschlichen Wirklichkeit andauert

und der Mensch sich in diesem Leben fragt, ob er des Lobes würdig sei. Erst wenn er nach diesem Leben in die Wahrheit geführt wird, wird auch diese Furcht ein Ende nehmen und einer dritten Platz machen, welche auf die vorherigen folgt, aber keiner anderen mehr Raum gibt, denn sie wird von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern.

Die erste Furcht befürchtet also, die in verwegendem Hochmut begangenen Fehler büßen zu müssen; die zweite fürchtet aus Schwachheit zu fehlen; die dritte jedoch hat nichts zu befürchten. Was hätten denn ein vollkommenes Glück oder eine vollendete Liebe zu fürchten? Ich möchte nicht behaupten, sie sei die Liebe selber, aber ich möchte es auch nicht bestreiten. Was möchte sie denn sein, wenn nicht eben jene Liebe, die das Gefühl der Furcht nicht kennt? Was könnte sie denn sein als Liebe, jene Haltung, die schon fast aufgehört hat, Furcht zu sein?

Wie soll man sich nun eine Furcht vorstellen, die nichts mehr befürchtet? Diese ihrer selbst so sichere Furcht, ich würde sie am ehesten als Liebe bezeichnen, denn, wo Gott selber uns liebt, da lässt eine so hohe Majestät der Furcht keinen Raum. Doch wie lässt sich diese Furcht in uns von der Liebe unterscheiden? Was heisst fürchten hier anderes als, sich der Majestät des Herrn gegenüber nicht aufzublasen? Und was ist diese Furcht, wenn nicht eine Unterwerfung in der

Hingabe seiner selbst, als ein spontaner Gehorsam, als eine völlig zweckfreie Ehrerbietung?

Wie soll man sich eine Furcht vorstellen, die nicht befürchtet, Gott zu verletzen? Sie kann das ja tatsächlich nicht. Doch wie soll man sie anders nennen als Furcht, jene Haltung, die es sich nicht erlauben würde, ihn zu verletzen? Es scheint sich also nicht um eine Frucht zu handeln, denn sie befürchtet weder Sünde noch Gefahr; und doch ist es sehr wohl eine Furcht, denn sie masst sich nichts in provokativer oder hochmütiger Weise an. Was soll sie denn sein, diese Furcht, wenn nicht eine demütige Ehrerbietung, die als etwas Geschuldetes erfahren wird – als eine Notwendigkeit, die sich aufdrängt, die man aber überhaupt nicht als Zwang erlebt. Der Gehorsam ist zwar tatsächlich notwendig und gehört zu unserem Wesen als Geschöpfe, doch die Freiheit der Liebe kennt diese Notwendigkeit nicht! Was ist sie also diese Furcht, wenn nicht das Verweigern des Hochmuts und der Nachlässigkeit, weit eher als eine zwingende Notwendigkeit?

Siehst du, wie nahe diese Furcht der Liebe ist? Sie ist fast dasselbe, aber nicht ganz. Sie unterscheidet sich davon durch ihren Grund, sie gleicht ihr durch den Elan des Herzens. Du fragst nun, welches dieser Grund sei? Es handelt sich um unser untergeordnetes Wesen, das jedem geringsten Zeichen einer so hohen Majestät Gehorsam schuldet. Es ist dies eine gerechte

und sich aufdrängende Notwendigkeit. Doch die Liebe kümmert dieser Grund nicht! Der Grund, den die Furcht beachtet, über den geht die Liebe hinweg, denn sie ist von weitaus stärkeren Motiven getragen.

So fürchtet denn die erste Furcht, eine Strafe zu erleiden, die zweite, um ihre Hoffnung gebracht zu werden, die dritte fürchtet weder das eine noch das andere. Die vollkommene Liebe treibt die erste Furcht aus, eine Zeit lang erträgt sie die zweite, doch die dritte macht sie sich ganz zu eigen. Diese Furcht nun, ergreift, ihr Töchter Jerusalems. Vor der ersten aber hütet euch; vor der, welche die Liebe austreibt.

(Predigten über das Hohelied, 18.7f)

Anmerkung des Übersetzers: Die Schriftzitate und die Nummerierung der Psalmen folgen der Zürcher Bibel von 2007.

Übersetzung aus dem Französischen: Claude Fuchs

© Ateliers et Presses de Taizé, 71250 Taizé, France

DL 1159 — novembre 2012 — ISSN: 2101-731X — ISBN: 9782850403408

Achévé d'imprimer en novembre 2012 — Bureautique 71, 71000 Mâcon